

Querverlag

**Love
to Love You,
Baby**

Jan Stresenreuter

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2002

Erste Auflage, Februar 2002

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und graphische Realisierung von Sergio Vitale unter

Verwendung eines Photos von Tiziano Bedin

Gesamtherstellung: Druckhaus Köthen

ISBN 3-89656-073-5

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

*Für meine Eltern – und für Norbert,
der immer gesagt hat, ich solle doch mal „was Lustiges“ schreiben.*



1974 - Waterloo

Pfarrer Neurath und ich sind nicht gerade die besten Freunde. Milde ausgedrückt. Er sieht in mir den personifizierten Antichristen, der auf die Erde geschickt wurde, um zu seinem persönlichen Sargnagel zu werden, und ich hasse den Boden, auf den er mit seinen Füßen tritt.

Unser besonderes Verhältnis kultivieren wir seit dem Tag, an dem ich und Sebastian den Boden des Kirchenschiffes entweiht haben. Dabei hatten wir nur gemeinsam onaniert, also wirklich eine verzeihliche Sünde. Aber Pfarrer Neurath betrachtete schon dieses geringfügige Vergehen als den Beginn der kommenden Apokalypse. Seinem damaligen Gesichtsausdruck jedenfalls war zu entnehmen, daß er damit rechnete, seine geliebte Kirche würde in wenigen Minuten in der Erde versinken, und wir, zwei pubertierende Jungen im Alter von dreizehn Jahren, trügen die volle Verantwortung dafür. Angefangen hatte alles mit den Chorproben einige Monate davor.

Meine Eltern, Sebastians Vater und seine Tante Rena hatten beschlossen, daß Sebastian und ich Mitglieder des Kinderkirchenchors werden sollten. Sebastians Mutter war damals schon in einem Sanatorium in Bad Oeynhausen untergebracht und existierte nur noch als ein dunkler Schatten der Vergangenheit. Sebastian sprach nie über sie.

Im nachhinein habe ich nie begriffen, was sich unsere Erziehungsberechtigten davon versprochen hatten, uns in den Kirchenchor zu stecken, denn wir befanden uns beide zu der Zeit gerade im Stimmbruch, und unsere Sangeskünste erinnerten eher an eine verrostete Holzsäge als an die *Wiener Sängerknaben*. Aber immerhin wohnen wir im ländlichen Hessen, direkt an der ehemaligen Grenze zum anderen deutschen Staat – man sagte bei uns noch bis zur Wiedervereinigung „Ostzone“ –, damals noch in Sichtweite der Stacheldrahtzäune, und das ist eine Ecke Deutschlands, die schon immer vom Katholizismus in seiner strengsten Form beeinflusst worden ist. Noch bis vor kurzem hätte der Fuldaer Erzbischof am liebsten die heilige Inquisition wieder eingeführt und alle Abtreibungsgegner, Homosexuellen und Grünen-Wähler auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen. Gott war allerdings anderer Ansicht und hat ihn vorher zu sich geholt.

Jedenfalls waren unsere Eltern und Tante Rena der Meinung, ein wenig Anteilnahme am religiösen Leben der Gemeinde könne unseren Seelen nicht schaden, und so trabten wir mürrisch jeden Dienstagnachmittag in die Kirche – während unsere Freunde draußen Fußball spielten, Fahrradrennen veranstalteten oder versuchten, den am Reck des Spielplatzes herumtornenden Mädchen unter die Röcke zu schielen.

Pfarrer Neurath, in Personalunion auch Chorleiter, begrüßte uns freudig und teilte uns zu Beginn der ersten Stunde den meist erst zehnjährigen Sopranisten zu. Aber schon nach dem ersten Lied – „*Es ist ein Ros' entsprungen*“ – wurde ich zum Triangelspieler degradiert, und Sebastian mußte auf dem Tamburin herumschlagen. Nicht gerade tragende und besonders verantwortungsvolle Rollen, und dementsprechend stieg auch unsere Langeweile in den nächsten Wochen mit jeder Chorprobe sprunghaft an.

Speziell mein Desinteresse an dem wöchentlichen Martyrium wurde dadurch noch gesteigert, daß das Repertoire des Kirchenchors in keinsten Weise der Musik entsprach, die ich bevorzugte.

Im Frühjahr hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben den „Grand Prix de la Chanson“ im Fernsehen gesehen (der mit dem historischen Sieg von Schweden) und war seitdem ein glühender Fan von *Abba*. Ich investierte mein gesamtes Taschengeld in jede neue Single der Popgruppe und hüpfte stundenlang mit einer imaginären Gitarre in der Hand zu den Klängen von „*Waterloo*“, „*Honey, Honey*“ und „*So Long*“ durch das Haus, bis Anna mir drohte, meinen Plattenspieler aus dem Fenster zu schmeißen. Ich begann, mir wöchentlich die *Bravo* zu kaufen, und verschlang mit glänzenden Augen jedes Wort, das über *Abba* geschrieben wurde. Achim erhielt die Sammlung meiner Fix-und-Foxi-Hefte und die Micky-Maus-Taschenbücher, für die ich mich nun zu alt wähnte. Statt dessen sammelte ich den *Bravo*-Starschnitt und klebte das fast lebensgroße Poster meiner Lieblings-Popgruppe an die Innenseite meiner Tür. Ich war unsterblich in Agnetha verknallt und trieb meine Mutter an den Rand des Wahnsinns, weil ich unbedingt weiße Plateaustiefel wie Benny haben wollte oder zumindest eine Hose aus hauteng anliegendem und glänzendem Lycra.

Bald darauf gab es allerdings einen Grund, der die entsetzliche Langeweile der Chorproben bei weitem wettmachte und Sebastian und mich bewog, doch noch großen Enthusiasmus bei der Bedienung von Triangel und Tamburin an den Tag zu legen.

Ein für mich unerwarteter – und positiver – Nebeneffekt meiner neuen Musikleidenschaft war nämlich die Entdeckung der Aufklärungsseite in der *Bravo*, geschrieben von einem gewissen Dr. Sommer. Hier waren endlich die Antworten auf meine vielen unbeantworteten Fragen zu Sexualität: Wie bringe ich ein Mädchen dazu, es mit mir zu tun? Wie werde ich sie hinterher wieder los? Was ist eine prä-koitale Ejakulation? Am allerbesten aber war, daß jeder Bericht dieses Dr. Sommers einherging mit einem ganzseitigen Foto eines halbnackten Mädchens und manchmal sogar eines halbnackten Jungen, was mich schon damals irgendwie mehr erregte. Ich ver-

brachte Stunden im Badezimmer und wichste mir die Finger wund, während ich vorgab, Durchfall zu haben oder ein langes, heißes Bad zu nehmen, und ignorierte stoisch das durchdringende Hämmern von Oma Gundi, die eine schwache Blase hatte, oder das wütende Geschrei meiner Schwester Anna vor der Badezimmertür.

Eine unfreiwillige Unterbrechung meines Freizeitspaßes ergab sich kurzfristig aus einem Gerücht, das zu diesem Zeitpunkt bei den Jungen meiner Schulklasse in Umlauf war und welches besagte, jeder Mann habe in seinem ganzen Leben nur fünftausend „Schuß“ zur Verfügung. Völlig verzweifelt lag ich abends im Bett, versagte mir jegliche körperliche Vergnügen und versuchte krampfhaft auszurechnen, wieviel „Schüsse“ mir noch blieben. In Anbetracht meiner fast täglichen und manchmal mehrmaligen Masturbationen war dies natürlich ein völlig unmögliches Unterfangen, und ich litt unter der Furcht, in spätestens einem Jahr meinen Vorrat an Sperma aufgebraucht zu haben. Zusätzlich machte mich meine erzwungene Enthaltensamkeit nervös und ständig schlechtgelaunt – von dem Zustand permanenter sexueller Erregung und der damit einhergehenden Tatsache, daß ich andauernd eine Latte hatte, ganz zu schweigen.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und schrieb in meiner Not unter dem Pseudonym „Stefan Müller, Kassel“ einen Leserbrief an Dr. Sommer, in dem ich ausführlich meine Ängste schilderte. Dankenswerterweise wurde dieser Brief in einer der folgenden Ausgaben der *Bravo* veröffentlicht, und die Antwort des Sex-Experten beruhigte mich vollends. Ich feierte die Befreiung aus meinem Zwangszölibat mit mehreren Mega-Orgasmen, die dazu führten, daß ich danach an einer Sehnenscheidenentzündung des rechten Handgelenks litt.

Natürlich teilte ich die Entdeckung der Aufklärungsseite in der *Bravo* mit Sebastian. Auch Sebastian war schwer beeindruckt, vor allem deshalb, weil die halbnackten Körper in der *Bravo* natürlich nicht zu vergleichen waren mit den Damen- und Herrenunterwäscheseiten aus dem *Otto*-Katalog, die wir vorher als gemeinsame Onaniervorlage verwendet hatten und den Sebastian regelmäßig seiner Tante Rena aus dem Nähkorb stahl. Im Laufe der Zeit fanden

Sebastian und ich zu einer gewissen Routine, was unsere gemeinsame Lieblingsbeschäftigung betraf. Nach den Chorproben blieben wir unter dem Vorwand, unsere Triangel- und Tamburinschläge üben zu wollen, zurück und warteten nervös, bis die zehnjährigen Soprangören verschwunden waren und Pfarrer Neurath als letzter endlich die Kirchentür hinter sich zugeschlagen hatte.

Danach holten wir sofort die neueste *Bravo* und den letzten *Otto*-Katalog aus unseren Schulranzen, schoben unsere Hosen nach unten und wuchsten, als gäbe es nie wieder eine Möglichkeit, einen Orgasmus zu haben – wobei ich mehr als einmal einen heimlichen Blick auf Sebastian warf und er auf mich, wie sich später herausstellte, allerdings bemerkte ich damals nichts davon. Anfangs hatten wir noch entsetzliche Angst, daß unsere Kirchenschändung aufgrund der für ein Gotteshaus doch etwas untypischen Geräusche bemerkt werden könnte, und versuchten krampfhaft, jedwedes Stöhnen zu unterdrücken. Aber je länger wir unentdeckt blieben, desto ausgelassener und unvorsichtiger wurden wir.

An besagtem Tag, an dem wir den Zusammenstoß mit Pfarrer Neurath hatten und der wahre Grund für die verlängerten Schlagübungen aufflog, waren wir besonders unvorsichtig.

„Laß uns ein Wettwischen veranstalten!“ sagt Sebastian plötzlich, als wir schon unsere Hosen auf den Knien hängen haben und uns oben in unserem Versteck neben der großen Orgel über die Bravo beugen. Er blickt mich – oder meinen steifen Schwanz? – herausfordernd an.

„Was meinst du?“ frage ich neugierig.

„Wer am weitesten in die Kirchenbänke hineinspritzt, hat gewonnen“, erwidert er.

Zögernd schaute ich über das Geländer nach unten in das Kirchenschiff. Die Empore, auf der die Orgel befestigt war und auf der wir uns gerade befanden, war im linken Seitenschiff angebracht. Direkt unter uns, von unserem Standpunkt aus nicht einzusehen, befanden sich der Seiteneingang der Kirche und ein kleiner Marienaltar, vor dem ein gutes Dutzend kleiner Teelichter brannten. Die hölzernen

Kirchenbänke, die Sebastian meinte, zeigten in Richtung Hauptaltar und waren im Mittelschiff, in einiger Entfernung zur Orgelempore plaziert.

„Aber das geht doch gar nicht!“ antworte ich. „Die Bänke sind viel zu weit weg! Das schafft keiner!“

Sebastian lenkte meinen Blick auf den die Orgel einrahmenden Prospekt, der mit massiven Holzschnitzereien verziert war, weit in den offenen Raum der Kirche hineinragte und sehr viel näher an die Bänke im Mittelschiff herankam. Der Prospekt befand sich allerdings auch in einer Höhe von ungefähr zehn Metern über dem Boden.

„Du spinnst!“ sage ich erschrocken, als ich seine Absicht errate. „Und wenn wir runterfallen? Wir könnten uns den Hals brechen!“

„Quatsch!“ erwidert Sebastian. „Da gibt es doch 'ne ganze Menge Ecken und Tritte, wo wir uns festhalten können. Wir müssen nur ein bißchen klettern! Komm schon, das wird geil! Oder kannst du etwa nicht?“

Damit hatte er mich festgenagelt. Nach meiner unnötigen Enthaltensamkeit stand ich noch immer unter dem Zwang, der Welt im allgemeinen und mir im besonderen bei jeder Gelegenheit zu beweisen, daß ich wieder jederzeit – und überall – „konnte“, ohne Angst haben zu müssen, nach fünftausend Schuß keine Munition mehr zu haben.

Ohne Sebastian eine Antwort zu geben, ziehe ich meine Hosen hoch und beginne den gefährlichen Aufstieg auf den Prospekt. Die ersten Meter sind auch überhaupt nicht schwierig, weil sich tatsächlich sehr viele Möglichkeiten bieten, sich festzuhalten. Überall gibt es Winkel, Kanten und schnörkelige Verzierungen, die vom Orgelbauer eingeplant worden waren, um neben einem visuellen Effekt die bestmögliche Akustik zu erreichen, und an denen wir uns jetzt Stück für Stück entlanghangeln. Aber je weiter wir klettern – Sebastian immer dicht hinter mir –, desto schwieriger ist es, Halt zu finden, denn nach außen hin werden die Holzverstreben immer schmaler und filigraner.

Schließlich halte ich an und klammere mich mit einer Hand an einer stilisierten Rose fest. Meine Füße finden auf dem letzten schmalen Holzvorsprung

der Empore Platz. Sebastian ist direkt hinter mir. Tief unter uns befindet sich das Mittelschiff der Kirche, und die Kirchenbänke, auf die wir es abgesehen haben, sind nur noch zwei oder drei Meter Luftlinie von uns entfernt.

„Weiter geht nicht!“ sage ich atemlos und mit Angstschweiß auf der Stirn. Wenn ich nach unten sehe, wird mir ein wenig schwindelig.

Sebastian nickt stumm. Anscheinend hat er mittlerweile auch Muffensausen bekommen.

Mit der linken Hand klammerten wir uns weiter an den schmalen Ausläufern des Prospekts fest, und dann, wie auf ein Kommando, begannen wir an unseren Gürtelschnallen zu fummeln, bis wir die Hosen auf unsere Fußgelenke heruntergezerrt hatten.

Wie alle unsere Freunde achteten Sebastian und ich natürlich sehr genau darauf, daß unsere Klamotten immer dem aktuellen Trend entsprachen, das heißt, die Jeans waren unten mit einem weiten Schlag versehen, aber in der Taille und an den Oberschenkeln so eng, daß wir Probleme hatten, den Reißverschluß zuzumachen. Man mußte also schon einige Mühe und manchmal auch Fingerspitzengefühl investieren, um sich aus diesen Hosen herauszupellen. Aber irgendwie gelang es uns doch. Denn trotz oder vielleicht gerade wegen der Gefährlichkeit unserer Lage waren wir beide erregt wie noch nie.

Natürlich hatte keiner von uns daran gedacht, die *Bravo* oder den *Otto*-Katalog als Wichsvorlage bei unserer Kletterpartie mitzunehmen. Wir wären allerdings auch gar nicht imstande gewesen, in den Heften zu blättern, da wir keine Hand frei hatten. Mit der linken hielten wir uns am Orgelprospekt fest, mit der rechten umklammerten wir unsere Schwänze. Daher war es ganz natürlich, daß unsere Blicke jeweils den anderen suchten und ihn dabei beobachteten, wie er wichste.

Sebastians Mundwinkel umspielt ein spöttisches Grinsen, als wollte er mich anfeuern. Ich grinse unbeholfen zurück. Dann treffen sich unsere Augen und bleiben aneinander hängen. Ich komme fast sofort.

Und dann passierte das Unvermeidliche. Noch während ich laut stöhnend versuchte, mit meinem Sperma die Kirchenbänke zu tref-

fen – schließlich war es immer noch ein ernstzunehmender Wettbewerb –, öffnete sich unter uns quietschend die kleine Seitentür, und die Schritte und Stimmen von zwei Menschen kamen näher: Pfarrer Neurath und Frau Erika Bauer, die Schwester des Floristen. Der Pfarrer blieb irritiert vor den vordersten Kirchenbänken stehen und blickte sich etwas hilflos um, auf der Suche nach den merkwürdigen Geräuschen in seiner Kirche. Natürlich war ich im Augenblick meiner Ekstase nicht in der Lage, mich so still zu verhalten, wie es angesichts unserer prekären Lage angebracht gewesen wäre. Offensichtlich konnte der Pfarrer aber weder vor noch hinter sich jemanden entdecken. Dann plötzlich, und für ihn sicherlich völlig unerwartet, klatschte ihm eine Ladung von etwas Klebrigem, Nassem direkt vor die Füße, etwas, das im ersten Moment einer Handvoll Taubendreck nicht unähnlich war.

Ich hatte unser Ziel, die Kirchenbänke im Mittelschiff, nur um eine Handbreit verfehlt.

Pfarrer Neurath sah überrascht nach oben, auf der Suche nach den vermeintlichen Tauben, streifte mit seinem Blick erst die Kirchenkuppel, dann die Orgel –, und dann klappte seine Kinnlade nach unten.

Ich muß gestehen, daß ich anstelle von Pfarrer Neurath ebenfalls sprachlos gewesen wäre. Was er sah, waren zwei halbwüchsige Jungen aus seiner Gemeinde – aus seinem Kirchenchor! –, die sich wie brünftige Paviane mit nacktem Hintern und erigierten Gliedern an *seiner* Orgel in *seiner* Kirche entlanghangelten, das Ganze in luftiger Höhe zehn Meter über dem Boden, und es scheinbar darauf abgesehen hatten, den Kirchenboden mit ihrem Samen zu entweihen.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis sich Pfarrer Neurath gefaßt hatte. Dann stürmte er wie der rächende Erzengel Gabriel die Treppe zur Orgelempore hoch, während Sebastian und ich verzweifelt versuchten, unsere Hosen hochzuziehen und gleichzeitig so schnell wie möglich von dem Prospekt herunterzuklettern, um dem wütenden Pfarrer zu entkommen.

Natürlich hatten wir keine Chance. Als wir endlich mit puterrotten Gesichtern von dem Orgelprospekt abgestiegen waren, erwartete

uns Pfarrer Neurath mit zwei saftigen Ohrfeigen und zerrte uns dann ohne viel Federlesen zu unseren Eltern, denen er lautstark und völlig außer sich angesichts der Obszönitäten, die wir seiner Meinung nach begangen hatten, die ganze Geschichte erzählte. Im Eifer des Gefechts vergaß der Pfarrer allerdings, daß auch meine Schwester Anna und mein gerade acht Jahre alter Bruder Achim mit am Abendbrottisch saßen, als er – von einem mehrmaligen Ringen nach Worten unterbrochen – von meiner Missetat berichtete.

„Pfui Teufel!“ sagte Anna mit Abscheu, warf demonstrativ ihr Salamibrot auf den Teller und machte Würgegegeräusche, während sich meine Eltern sprachlos ansahen. „Männer sind so ekelig!“

„Was ist Onanie?“ fragte Achim interessiert. „Kann ich das auch haben?“

Ich bekam zehn Tage Hausarrest und die erste Tracht Prügel meines Lebens – meine Eltern hatten sich immer zugute gehalten, uns antiautoritär erzogen zu haben –, und Pfarrer Neurath erhielt die Ermahnung, solch delikate Dinge in Zukunft nicht mehr vor den Ohren der anderen Kinder auszubreiten. Herr Schulpeter verbot Sebastian den Umgang mit mir, weil ich angeblich einen schlechten Einfluß auf ihn ausübte. Dieses Verbot war aber nach dem Ablauf meines Hausarrests kinderleicht zu umgehen; schließlich sind die Felder und Wiesen außerhalb des Dorfes groß genug, und innerhalb einer so kleinen Dorfgemeinschaft ist ein solches Verbot auf Dauer sowieso nicht aufrechtzuerhalten. Außerdem waren wir direkte Nachbarn. Schon allein aus diesem Grund waren Sebastian und ich nicht lange getrennt.

Natürlich sprach sich die Geschichte in Windeseile herum, und Sebastian und ich hatten das zweifelhafte Vergnügen, eine Woche lang der Hauptgesprächsstoff in der Schule zu sein. In den Pausen mußten wir den anderen Jungen immer wieder alle Einzelheiten unserer Kirchenschändung erzählen, und wir genossen die Aufmerksamkeit und die bewundernden Blicke, die uns unsere Schulkameraden heimlich zuwarfen.

Niemand jedoch ahnte auch nur im entferntesten, was dieses Erlebnis zwischen Sebastian und mir ausgelöst hatte. Selbst unsere

Eltern taten es als pubertierendes Kräftemessen ab. Einzig Pfarrer Neurath verdächtigte uns eines Hanges zu – wie er es nannte – „gottlosem und abartigem Treiben“.

Von diesem Tag an verschlechterte sich das Verhältnis zwischen Pfarrer Neurath und mir zusehends. Er konnte mir nicht verzeihen, was sich in seiner Kirche abgespielt hatte, und ich konnte ihm nicht vergeben, daß er Sebastian und mich als Perverse ansah.

Natürlich wurden wir beide aus dem Kirchenchor ausgeschlossen – als ob wir jemals freiwillig wieder dort hingegangen wären! –, und ich ging immer seltener in die Messe, weil ich den zornigen Blicken des Pfarrers nicht standhalten konnte, bis ich mich schließlich weigerte, die Kirche überhaupt zu betreten. Bis zu meinem Wegzug nach Köln beschränkte sich unser Kontakt auf ein knappes und kühles „Guten Tag“, wenn wir uns im Dorf über den Weg liefen.

An all das erinnere ich mich plötzlich wieder, als ich mit meiner Mutter die Stufen zum Pfarrhaus hinaufsteige. Sie hat wohl recht: Es braucht nur ein paar alte Gegenstände oder langvertraute Menschen, um Erinnerungen, auch wenn sie noch so unangenehm sind, wieder auftauchen zu lassen. Aber es ist das erste Mal seit Jahren, daß ich an Sebastian denke. Es ist ein seltsames, irrales Gefühl, als ob ich durch einen langen, dunklen Tunnel in die Vergangenheit blicke, dessen Ende so weit entfernt ist, daß man kaum erkennen kann, was sich dort befindet. Überrascht entdecke ich, daß sich Schweißperlen auf meiner Stirn gebildet haben.

Ich sehe dem Wiedersehen mit Pfarrer Neurath ausgesprochen widerwillig entgegen. Auf einmal bin ich mir ziemlich sicher, daß ich die plötzliche Konfrontation mit meiner Kindheit nicht sonderlich mag.